



Ausgezeichnete Texte

Schreibwettbewerb KSBG 2024

Kategorie A

- | | |
|--------------------------------------|------|
| 1. Lana Quadi
Schwanenkind | 1bLI |
| 2. Una Devic
Sauber | 1aLW |

Kategorie B

- | | |
|---|-------|
| 1. Kelechi Uzor
Die Geburt des Drecks | 2hW |
| 2. Ariel Giambarba
Der sterbende schwarze Fleck | 3IW |
| 3. Cohen Herzig
Dreck | 4aLIM |
| Nils Brunkhorst
Anerkennung | 4aLIM |

Anerkennungspreise

- | | |
|----------------------|-------|
| Niloofer Rezai | 1dNP |
| Mohamad Ali Maqsoodi | 1eNP |
| Luisa Allgoewer | 2qMG |
| Caroline Strässle | 4aLMI |
| Leandra Gloor | 4eNP |
| Lino Nehmiz | 4hW |

Schwanenkind

Den ganzen Weg bis unter das erlösende Wasser ist sie gerannt, mehr noch, geflüchtet. Den Verkehr missachtend stürmte sie blind in Gedanken über Strassen und an irritierten Menschen vorbei nach Hause. Ihre Hand hatte sie sich beim Drehen des Hausschlüssels in der Eile auch noch aufgeschürft. Schluchzend leckte Lena sich das Blut von der Wunde und schmetterte ihre Umhängetasche in eine Ecke. «Nein, alles ok!», versuchte sie ihre Mutter zu beruhigen, welche besorgt an die Badezimmertüre klopfte, die sie hinter sich zugeknallt und verschlossen hatte.

Dreckig fühlte sie sich, eben noch wie ein stolz präsentierter Starbucks-Becher, nun zerdrückt und weggeschmissen, in der Gosse gelandet, neben stinkenden Zigarettenstummeln und schleimiger Spucke. Am ganzen Körper zitternd kauerte Lena wie ein aufgeschrecktes, ängstliches Rehkitz neben der Duschwanne am Boden. Ein Brechreiz quälte sie, während ihr das eben Erlebte wie ein schrecklicher Psychofilm vor ihren Augen wieder ablief. Ein Drecksstück sei sie, hatte er ihr mit seinem stechenden Blick und seiner widerlichen Alkoholfahne hämisch ins Gesicht gehaucht.

«Ja wirklich, geht schon, ist alles gut. Lasst mich bitte jetzt allein!», erwiderte Lena auf die erneuten Stimmen von draussen. «Oje, mit dem Blut habe ich meine weisse Bluse beschmutzt, welche ich mir speziell für diesen Tag angezogen hatte», sinnierte sie klagend. Lena bemühte sich aufzustehen und wusch sich am Lavabo die Hände und das von ihren Tränen verschmierte Gesicht. Im Spiegel verlor sich ihr Blick in der Leere und wie aus weiter Ferne tauchten Bilder auf, Echos aus längst vergangenen Tagen.

Ahmed hatte sie beim Bowlingabend der Realschule kennen gelernt. Genau an jenem Freitagabend vor einem Jahr war es, als sie beide ihr scheinbares Glück gefunden hatten. Lena hatte schon gar nicht mehr daran geglaubt, dass jemand sie ernsthaft lieben könnte. Zu tief hatten Verletzungen sich in ihrer Seele festgesetzt. Nicht nur zuhause musste sie sich dauernd anhören, wie unnützlich und dumm sie sei und dass sie es nie zu etwas Gescheitem bringen würde. Selbst von ihrer älteren Schwester, der einzigen Person, mit welcher sie ab und zu über Gefühle zu sprechen wagte, fühlte sie sich oft ausgenutzt. Mit Ahmed war das anders. Er verstand sie und konnte ihr alle Wünsche von den Lippen ablesen. Mit ihm fühlte sie sich seelenverwandt und hätte darum alles getan, um ihn ja nicht mehr zu verlieren. Ohne sich dessen bewusst zu sein, hatte sie ihm darum immer kniefälliger Wünsche erfüllt und sogar unangenehme, intime Berührungen zugelassen.

Zornig warf sie den Ring, welchen sie ihm aus dem Ersparten gekauft hatte, ins Klo und spülte ihn aus dem Gedächtnis. Statt dankbarer Worte und einer lieben Umarmung hatte sie nur unsägliche Vorwürfe und feige Lügen aufgetischt bekommen. Mit einer wie ihr wolle er sicher nichts zu tun haben, schmetterte der Angebetete ihr ins Gesicht. Welcher anständige Mann würde so einer Schlampe ein Ja-Wort geben. Mädchen, die von sich aufreizende Fotos posten, würden das nicht nur mit ihm, sondern mit allen Männern

tun. Diese schallende Ohrfeige zerstörte innert Sekunden all ihre Träume.

Lena drehte die Brause so stark auf, wie es nur ging, und stellte sich darunter. Mit den Nadelstichen der eiskalten Dusche wollte sie sich für ihre Dummheit bestrafen und zugleich liess die Tortur ihre wirklichen Schmerzen vergessen. Eigentlich hätte sie es damals schon wahrhaben sollen, als es mit seinen Nörgeleien und dauernden Ausreden begann. Ausser sich hämmerte sie ihre Stirn immer und immer wieder an die Wand. An die stummen, harten Fliesen gelehrt wollte sie sich die ganze Schande, welche ihren Körper wie ein klebrig stinkender Schleim besudelte, abwaschen. In ihrem Kopf drehte sich alles. Bald wusste sie nicht mehr, ob man ihr Unrecht getan oder ob sie wirklich eine dumme, verabscheuenswürdige Person sei. In ihren Schläfen hämmerte das Herz heiss und wie ein anschwellender Sturm. Trocken wie ein Stein klebte ihre Zunge im Gaumen und liess sie nicht mehr atmen. Nach Halt tastend rissen ihre Hände den Duschvorhang nieder, so dass sie mit ihrem ganzen Gewicht auf dem Boden aufschlug und wie leblos liegen blieb.

Im hellen Neonlicht blickte sie in die zärtlichen und tröstenden Augen ihrer Eltern, die ihr liebevoll die Hand streichelten. Aus der Flasche über ihr glitten im Sekundentakt Tröpfchen - wie Wagen auf einer Achterbahn - durch einen Plastikschauch in ihre Venen.

«Es ist alles gut, mein Kind. Die Leute hier in der Klinik schauen, dass du wieder zu Kräften kommst», hörte sie die vertraute Stimme ihrer Mutter, wie aus unbeschwerten Kindheitstagen. Und bevor sie etwas sagen konnte, fuhr der Vater fort: «Du gehörst zu uns, wir haben Fehler gemacht, verzeih uns. Lass uns neu anfangen! Du hast es nicht verdient, dass man dich wie Dreck behandelt, nicht von Ahmed und schon gar nicht von uns. Erst jetzt, als ich glaubte, dich verlieren zu müssen, ist mir klar geworden, dass ich, wie meine Eltern damals, dir nie Liebe entgegengebracht habe». Lena wischte sich mit dem Handrücken die Tränen ab. Doch gleich wieder wurde ihr Blick durch Freudentränen verwischt. Eine bisher ungekannte Wärme erfasste sie und übergücklich, sich an ihre Liebsten drückend, war ihr, als ob sie neu geboren würde. Lena genoss den warmen Duft ihrer Mutter und den kräftigen Händedruck ihres Vaters.

Am nächsten Morgen war ihr, als ob alles Dunkle wie von einem Wind, der Blätter vor sich hertreibt, weggewischt und verweht worden sei. Tief in ihr war etwas erwacht, eine Kraft, welche ihr unendlichen Mut machte und sie einlud, neue Wege zu gehen. Sie wollte hinaus, an die frische Luft. Der Seepromenade entlang spazierend stachen ihr die jungen Schwäne ins Auge und ein wohlthuender Schauer erfasste sie. Die Schwanenkinder hatten ihr graues, dunkles Federkleid abgelegt und strahlten jetzt im reinsten, leuchtenden Weiss.

Lana Quadi IbLi

Der Regen prasselte auf die Fensterscheiben meines Ateliers nieder. Der Sturm, der draussen tobte und alles verwüstete, liess das Innere des kleinen Ladens, der ans Atelier anschloss, umso gemütlicher aussehen. Dies zog einige Kunden an, manche wollten die zierlichen Skulpturen und Kunstwerke betrachten, andere sassen in der Ecke und nippten an einem Kaffee oder warmem Kakao. Das Radio spielte gelassene Jazz-Musik, während ich durch den Hinterraum wuselte und verschiedene Materialien für mein nächstes Projekt zusammensuchte.

Es gäbe eine kleine Vase aus Ton, die ich einer meiner Freundinnen als Geburtstagsgeschenk überreichen würde. Ich setzte mich an meinen Tisch und begann, ein Design auf einem Stück Papier zu skizzieren. Dann fügte ich immer mehr Details hinzu, bis ich mit dem Ergebnis vollkommen zufrieden war. Schnell schnappte ich mir etwas Ton aus einem riesigen Sack und legte es auf den Tisch. Meine geschickten Hände verwandelten den formlosen Klumpen in eine geschwungene Vase, doch nicht ohne dass mir Stücke feuchten Tons ins Gesicht flogen. Ich lachte und strich mir eine Haarsträhne hinter das Ohr. Mit nur wenigen Werkzeugen ritzte ich ein Muster in das Gefäss, welches eine Art von Wellen darstellen sollte, und formte aus Reststücken kleine Seesterne, Fische und Perlen, die ich an der Vase befestigte. Meine Freundin liebte alles, was mit dem Meer zu tun hatte, weshalb sie auch in dieses kleine mediterrane Städtchen gezogen war, welches sich in der Nähe vieler Strände befand.

Ich hatte sie ganz zufällig kennengelernt, als sie einen Spaziergang unternahm und dabei auf mein bescheidenes Lädchen stiess. Sofort verliebte sie sich in die von Hand gemachten Dekorationen, ganz besonders gefielen ihr jene, die ein aquatisches Design aufzeigten. Als ich meine Vase in den heissen Ofen schob, wünschte ich mir ebenfalls, in das kühle Wasser springen zu können. Doch der Regen machte dies unmöglich. Stattdessen ging ich in unsere Küche und schenkte mir etwas hausgemachten Eistee ein. Ich betrachtete die Minzblätter, die im Tee herumschwammen, nahm vorsichtig eines heraus und steckte es mir in den Mund, nicht ohne einige Tropfen der roten Flüssigkeit auf meiner einst weissen Schürze zu verschütten. Doch auch das störte mich wenig, die alte Schürze war schon so voll mit verschiedensten Flecken, dass mir einer mehr gar nichts ausmachte.

Ein schrilles Piepen liess mich zusammenzucken. Es wurde Zeit, die Vase anzumalen. Ich holte meine vielen Tonglasurfarben und begann, sie auf einer Palette anzurichten: Beige, Türkis, Blau, Weiss, Gelb. Alles Farben, die mich an Meer und Sonne erinnerten. Ich mochte das Wasser in Form von Regen lieber, doch dies war kein Werk für mich. Das Anmalen machte mir immer am meisten Spass. Ausgelassen mischte ich die verschiedenen Farben und bestrich die Vase so bunt, wie ich nur konnte. Meine Finger sahen immer mehr und mehr aus wie meine Farbpalette, und ich fing an, auch meine Arme mit verschiedenen Zeichen zu bemalen. Die Pinselstriche besänftigten meine Haut und ich lächelte. Ebenso viel Farbe lag in meinen Haaren, durch mein unaufhörliches Richten und Zurückstreichen bis in die Spitzen verteilt.

Als ich endlich fertig war, machte ich einige Schritte zurück und betrachtete mein Meisterwerk. Die Vase sah so schön aus, da wurde ich fast neidisch. Ich warf einen Blick aus dem Fenster. Der Regen wirkte verlockend. Da fasste ich einen Entschluss. In einer schnellen Bewegung schnappte ich mir die Palette mit den verbleibenden Farbresten und stürmte nach draussen. Mit meinen Händen strich ich mir die Farbe in die Haare, ins Gesicht, auf die Schürze und schuf ein Kunstwerk auf dem Boden, dessen Hauptteil ich selber war. Ich tanzte im Regen und wog mich im Wind, unaufhörlich lachend, und vergass die noch so merkwürdigen Blicke der vorbeilaufenden Passanten. Das Regenwasser liess die Farben zerlaufen und verschmolz sie zu noch schöneren Bildern, es fügte ihnen ein Stück Natur hinzu, ein Stück Unkontrolliertheit. Ich fühlte mich so frei wie noch nie, ich blieb so lange draussen, bis meine Kleidung vollkommen durchnässt war und ich vor Kälte zitterte und bibberte. Schliesslich befand sich kein einziger Fleck Farbe mehr auf der Palette.

Da begab ich mich wieder zurück, auf dem Weg, den ich hinterlassen hatte. Ich fühlte mich, als liefe ich auf einem Regenbogen. Einem Regenbogen, an dessen Ende sich meine kleine Werkstatt befand, mein einziger wahrer Schatz.

Als ich erschöpft, doch beschwingt wieder eintrat, zog ich alle Blicke auf mich. Eine beinahe elektrische Spannung erfüllte den Raum, gemischt mit der Stille, die mit mir hineingekrochen war. Meine Mitarbeiterin hinter der Theke nahm es auf sich, das zu sagen, was alle dachten: «Wie siehst du denn aus?», rief sie entgeistert. Ich lachte nur und schaute an mir hinab, auf all die Tonflecken, Farben, das Wasser, sogar den Eistee, der wundersamerweise noch genau erkennbar war. Ich war dreckig wie noch nie, und das war mal eine Leistung, nach Jahren in einer Tonwerkstatt. Aber mir war's egal, wie beschmutzt ich in diesem Moment aussah; - denn sauberer hatte ich mich noch nie gefühlt.

Una Devic, 1aLW

Die Geburt des Drecks

Die alte Stadt lag unter einer schweren Wolkendecke. Ihr Herz aus Stein, längst zerbröckelt, schien zu seufzen, während der Regen unermüdlich auf die ausgetretenen Pflastersteine prasselte. Es war nicht der Regen, der die Stadt erstickte, sondern der Dreck, der mit jeder Pore ihres Körpers verwachsen war. Er war alt, uralte. Er lebte.

Hannes, ein Mann von einfacher Statur, stand vor dem Fenster seiner schiefen Hütte und starrte hinaus. Seine Hände, rau und rissig vom ewigen Schaufeln, ruhten auf der Fensterbank, während sein Blick durch das trübe Glas den zerfallenen Marktplatz suchte. „Dreck“, murmelte er leise, fast ehrfürchtig, wie einen Namen, den man nicht leichtfertig ausspricht.

Die Stadt war ihm bekannt, wie es nur der Tod einem Totengräber sein konnte. Der Dreck, diese graue, brodelnde Masse aus Staub, Schlamm und Erinnerungen, hatte sich in jeder Ritze des Kopfsteinpflasters eingenistet. Er steckte in den Ritzen der Wände, in den Falten der Menschen. „Waschen“, sagte man sich. „Reinigen.“ Aber was, wenn der Dreck mehr war als nur Schmutz? Was, wenn er die eigentliche Essenz des Lebens war?

Hannes spürte es. Jedes Mal, wenn er die Erde für ein neues Grab aushob, kroch der Dreck wie ein alter Freund zwischen seine Finger, klammerte sich an seine Stiefel, kroch ihm in die Lungen. Doch er störte sich nicht daran. Denn Hannes wusste, was die anderen nicht wussten. Der Dreck war das Vermächtnis. Es war das Erbe jener, die einst aufrecht durch diese Straßen geschritten waren, bevor sie von den Jahren in den Boden gedrückt wurden, bis nichts mehr von ihnen übrigblieb außer dem, was man „Dreck“ nannte.

In der Ferne erklang das zarte Geläut der Glocke, – eine Beerdigung. Hannes atmete tief ein und spürte die feuchte Luft der Erde in seiner Brust. „Ein neuer Gast“, dachte er und zog seine alten Stiefel an, die den Geruch der Erde nie verloren hatten. Der Regen war stärker geworden, und als er den Friedhof betrat, mischte sich der Schlamm mit dem Tosen des Wassers, das in den Gräben floss.

Der Sarg wurde gesenkt. Die Trauernden warfen mechanisch Erde auf das Holz, während Hannes stumm zusah. Und da war es wieder: der Dreck, der sich mit den Tränen der Trauernden und dem Blut der Toten vermengte. Eine Symbiose, so alt wie die Menschheit selbst.

Hannes wusste, dass der Dreck das Gedächtnis trug. Er war mehr als nur ein Abfallprodukt des Lebens, er war der Anfang und das Ende. In jeder Schaufel, die er hob, lag ein Stück Geschichte. In jeder Staubwolke, die er aufwirbelte, hörte er das Flüstern vergangener Generationen.

Während der letzte Trauernde den Friedhof verließ, trat Hannes an das Grab. Der Regen hatte das Wasser tief in die Erde gedrückt, und der Dreck, dieser ehrfurchtgebietende Stoff, hatte den Sarg bereits umarmt. Es war nicht das erste Mal, dass er sich bei dem Gedanken ertappte, dass der Dreck lebte. Nicht im wörtlichen Sinne, aber in ihm war eine Kraft, die er nur erahnen konnte.

Er beugte sich hinab, griff nach einer Handvoll feuchter Erde und ließ sie durch seine Finger rieseln. „Alles kehrt zurück“, murmelte er, „zum Dreck.“

Der Wind blies über den Friedhof und brachte den Duft von Moos und nasser Erde mit sich. Hannes dachte an die Stadt. Die Menschen hatten gelernt, den Dreck zu verachten, ihn zu bekämpfen, als wäre er ein Feind. Doch sie verstanden nicht, dass sie ohne ihn nicht existierten. Der Dreck war das Gedächtnis der Welt, das sich in jedem von uns widerspiegelte. Er war das Gefäß der Seele, die sich mit jedem vergehenden Jahr ein Stück tiefer in den Boden bohrte.

Hannes zog sich die Kapuze tiefer ins Gesicht und ging langsam den Hügel hinab. Der Dreck klebte an seinen Stiefeln, ein treuer Begleiter, der ihn niemals verlassen würde. Er war überall – in der Stadt, in den Menschen, in den Gräbern. Und eines Tages würde auch Hannes ein Teil davon sein. Nicht mehr als ein Hauch, ein winziges Staubkorn, das sich mit dem Rest der Welt vermengte.

„Dreck“, murmelte er noch einmal, diesmal fast zärtlich, als wäre es eine Art Gebet. Denn Hannes wusste: Im Dreck liegt das Leben verborgen, unerkant und unbesungen, bis es wiedergeboren wird. Der Dreck war kein Ende. Er war der Anfang.

Und er war immer da.

Kelechi Uzor

Der sterbende schwarze Fleck

Intuitiv wusste er schon lange, dass irgendetwas falsch lief. Was war es, der achte Tag in Folge, an dem sie ihn arbeiten liessen? Er dachte, es wäre eine Fünf-Tage-Woche, doch er war seit letzter Woche jeden Tag dazu verdammt, bei der Versicherungsagentur zu malochern. Sein Dasein hatte irgendeinen kritischen Schwellenwert an Realitätsgehalt unterschritten. Kurz vor der schwarzen Nichtigkeit des Schlafes zählte er die Kanten, Ecken und Flächen seines Zimmers, und ihm wurde zum ersten Mal bewusst, dass er in einem geometrisch perfekten Quader lebte. Als er aus dem Fenster schaute, sah er auch draussen wieder und wieder die ewige Form des Quaders, er sah die gräulichen Blockhäuser der Nachbarn, die ähnliche Arbeiten wie er zu verfolgen verdammt waren. Irgendwas hasste er an diesen Quadern, er fühlte eine eklige Entfremdung, wenn er die Bauten sah.

Er stand wieder vor dem Eingang des grauen Versicherungsgebäudes. Der Bau reichte fast unendlich weit nach oben und in die Breite, nur in den Peripherien seiner Augenwinkel erkannte er andere Gebäude, die mit Farbe bestrichen waren. Sie schimmerten im toten Winkel seines Augenlichts, er müsste nur ein wenig nach rechts oder nach links schauen, dann würde er die Farben erkennen. Doch er schaffte es nicht, mit seinen Augen auszubrechen; der Eingang des Gebäudes hielt seinen Kopf gerade nach vorne, der Eingang bog sein Gesicht genau in die Richtung, die ihm erlauben würde, seine Zeit für Geld einzutauschen. Der Eingang liess es nicht zu, dass er verweigert würde, schon gar nicht wegen den peripheren Reizen in der Wahrnehmung eines niedrigen Büroangestellten. Er betrat den Koloss.

Er lief die halbe Meile zum Weiterbildungsseminar. Einige Male wurde er begrüsst, er zählte sieben Mal. Es waren vier Frauen und drei Männer. Sie alle nickten freundlich, aber mit genügend distanzierter Haltung, sodass keine menschliche Wärme vermittelt wurde. Auch nannten Sie ihn nie beim Namen, als hätten sie ihn vergessen. Er vergab ihnen diese kleine Sünde, er hatte auch vergessen, wie er hiess. Als er nach geraumer Zeit beim Saal 39 angekommen war, um dem heissdiskutierten zweiten Teil der «Risikomanagement bei Rückversicherungen»-Seminartrilogie zu lauschen, zögerte er, bis er den Saal betrat. Er musste zuerst ins Bad. Es würde eine eigenartig hedonistische Pause sein, wo er kurz mit der Sterilität seines Lebens bricht und seine menschliche Haut für eine niedere Tierhaftigkeit eintauscht. Wo er sich dem Schmutz hingeben konnte, wo er in einem Bereich war, in dem sie seine primordialen Triebe nicht mit einer künstlich erzeugten Lebensart unterdrücken konnten. Wo er nicht sterilisiert und impotent sein würde. So begann er zu urinieren, und es kam ihm ein perverser, degenerierter Gedanke. Er dachte, warum nicht, warum sollte er nicht die ganze Wand vollpissen, sein Revier markieren, diese elende Sauberkeit, diese üble Künstlichkeit des Gebäudes und des arbeitenden Beamten hier auf die schändlichste Weise missachten? Warum nicht? Sie verdienten es nicht anders, diese ekligen Hülsen von Menschen, seit zweiundzwanzig Jahren hielten sie ihn in dieser Misere fest, in diesem grausamen Zustand der Kastration. Er urinierte die Wand voll.

Aber es half nichts. Er sass immer noch bis zum Hals in seiner elenden Misere, kein bisschen wankte die Wand, auch wenn sie vollgepisst war. Immer noch hielt sie ihn gefangen wie in den zweiundzwanzig Jahren davor. Wie eine dreckgebadete Ratte lief er aus dem Bad, viel zu spät für das Seminar. Die anderen schwiegen, als er den Saal betrat. Er blickte zum Boden, er wollte nicht aufschauen und den anderen gegenüber anerkennen, dass er viel zu spät kam und sich dafür schämte. So trat er seinen Platz am unteren Rand des Seminartisches an, der ihm symbolisch klarmachte, dass er dem unteren Drittel des Risikomanagerstandes angehörte, dass man diesen Platz nur für die Mitglieder der

niedrigsten Kaste in seinem Unternehmen übrigliess, von denen man Stillschweigen erwartete und denen man kein Gehör schenkte.

Er nahm seine übliche Rolle des unauffälligen Beamten ein, der weder die expliziten noch die impliziten Regeln brechen würde, nie etwas tun würde, was ihn grösser als die anderen erscheinen liesse, der weiterhin seine Zeit opferte, um eine wuchernde Struktur zu nähren, deren Funktion und Zweck er aber weder genau benennen noch attackieren konnte. Die seinen Namen weder anerkannte noch dazu fähig war, ihn in irgendeiner substanzialen Weise gross zu machen, und ihn nur als Parasiten halten konnte, der sein Existenzrecht so lange behielt, bis er irgendeinen kleinen Fehler machte, sich eine winzige Lappalie erlaubte.

Er hasste diese Arbeitsmisere so sehr, wusste er doch, dass ein Mensch nicht dazu verdammt sein sollte, die Zelle eines zwecklosen und unendlichen, tantaloshafte Konstruktes zu sein. Aber genau hier war der springende Punkt: Er konnte nicht ausbrechen. Er konnte nicht einmal die Farben der umliegenden Gebäude ansehen, so Angst hatte er, auch nur eine Sekunde lang mit einem Rändchen seiner Wahrnehmung etwas ausserhalb des 22-jährigen Gedankengerüsts zu beachten. Er traute sich nicht, mit der Idee zu spielen, dass es ausserhalb seiner Realität noch andere mögliche Lebensformen gab. Und so verkümmerte er, Tag für Tag starb ein Teil von ihm ab.

Einige Wochen später sass er wieder an der ungleichmässigen Kante seines Schreibtisches, die vor vielen Jahren noch nicht so rau, unestet, krummlinig war wie in diesem Moment. Er war schon das fünfte Mal innerhalb von zwei Wochen zu spät gekommen, aber es war eher auf einen Vertrauensverlust gegenüber dem allgemeinen Zeitkonzept zurückzuführen als auf eine bewusste, aufbäumende Rebellion. Er fand kaum mehr Halt an der Idee des Kalenders und der vierundzwanzig Stunden, sie lösten sich immer mehr in blossen Formalitäten für ihn auf, die noch den Schein einer passierenden Zeit aufrechterhalten sollten.

Er konnte Tag und Nacht nur noch dank der Uhr unterscheiden, da die Schreibtischlampe zu jeder Uhrzeit mit dem gleichen fahlen Licht seine Augen durchsties und die Sonne ein ihm kaum mehr bekanntes Phänomen war. Er fühlte, dass er von innen verschimmelte. Auch wusch er sich immer seltener, und die Kaffeeflecken, die er sich bei der öffentlichen Koffeinversorgung zulegte, verliessen ihn nicht. Er wechselte seine Kleider nicht mehr. Oh, er spürte wie er wie eine Leiche gäerte, wie er sich aufgrund des Vertrauensverlustes gegenüber den grundlegenden Prämissen seiner kümmerlichen Realität von innen zersetzte.

Nicht nur er bemerkte, wie er zum Schmutzkorn wurde. Es merkten alle, dass die so grausam weisse Fläche, die die Versicherungsagentur nach innen und nach aussen projizieren wollte, durch einen schmutzigen Fleck unterbrochen und irritiert wurde. Die Leinwand, die weiss bleiben sollte, verlor an Kontinuität, es war plötzlich eine hässliche Farbe dazugekommen, die die verwaschene, träge Unendlichkeit der Organisation aufrieb. Und wie Dreck wurde er vier Wochen nach der berüchtigten «Beschmutzung einer bisher sterilen, weissen, tadellosen Wand im Bad neben Saal 39» isoliert und unter den Teppich gekehrt. Ihm wurde gekündigt. Nach zweiundzwanzig Jahren Vegetieren in der wuchernden, nichtigen, trägen Unendlichkeit eines riesigen Plattenbaus, deren Zweck die monetäre Versicherung von ähnlich gemarterten, monotonen Schicksalen war, entliess man einen der treuesten und ältesten Arbeiter, die die Versicherung je verbraucht hatte.

Hätte er doch nur die Farben der anderen Gebäude in der Peripherie seiner Wahrnehmung verinnerlicht. Vielleicht hätte er die Flucht geschafft.

Dreck

Drei, vier, - stopp. Der Fahrstuhl geht auf und Valentin ist bei seiner Oma angekommen. Noch bevor er einen richtigen Schritt in die Wohnung machen kann, wird sein Kopf in eine enge Umarmung geschlossen. Ja, sie freut sich immer, wenn er sich nebst Studium und Nebenjob die Zeit nimmt, sie zu besuchen.

«Alles Gute, ach, bist du gross geworden. Komm, das Essen steht schon bereit!» Auf und davon ist sie. Wie ein Wirbelwind hat sie heute Morgen wahrscheinlich in der Küche gewütet, um Valentin auch ein - wie sie sagt - geburtstägliches Mahl herzuzaubern.

Der Braten riecht herrlich, dazu Bohnen und Sosse, wie hat er es vermisst! Zum Nachtschiff hat sie, ach, bestimmt wieder ihren leckeren Erdbeerkuchen gemacht.

Bling – eine neue Nachricht, ein Snap von Leonie. «Valentin, wir essen, leg doch bitte das Natel weg. Hab ich dir keinen Anstand beigebracht?»

Valentin steckt es wieder ein, da entgegnet er: «Danke übrigens, dass ich kommen durfte. Zu schade, mussten wir die Feier am Samstag absagen, aber Mama ist immer noch schrecklich erkältet.» Das sei kein Problem, sie habe schon lange nicht mehr alle Pfannen gebraucht, antwortet seine Oma. «Wie geht's mit deinem Studium?», fragt sie, «Musik, neh?»

«Bachelor of Arts in Sounddesign heisst es; ja, läuft gut.»

Sie verdreht ihre Augen: «Wieso muss es heute denn immer auf Englisch sein. Wer denkt denn an uns ältere Menschen, so versteht das doch keiner.»

«Du studierst aber auch nicht mehr», antwortet Valentin und lacht. Sie essen weiter, zwischendurch steht er auf, um eine neue Flasche zu holen. Schon lange hat er sich nicht mehr so ausführlich mit seiner Oma unterhalten können, er wird ganz wehmütig. Nachdem sie das Geschirr weggeräumt haben, holt Oma ein Kartendeck aus dem Schrank und sie spielen eine Runde.

«Oma?», sie blickt auf, «ist mein Brief aus dem Frankreich-Urlaub eigentlich mal angekommen?». Ein Schmunzeln macht sich in ihrem Gesicht breit. «Ja, doch die Adresse war falsch. Links unten anstatt rechts, hat man das euch heute nicht mehr beigebracht?» Valentin lacht beherzt: «Nein, dafür haben wir ja unsere Omas.»

Langsam steht sie auf, einen Moment muss sie sich am Tisch festhalten, dann dreht sie sich um und nimmt ein Geschenk von der Kommode.

«Valentin, es tut mir leid, aber ich habe die Platte, die du wolltest, nicht gefunden. In drei Läden war ich, aber diesen Künstler kannte man nirgends. Was ist das auch für ein Name: *Dreck!*» Verdutzt blickt Valentin auf das gelbe Post-it, worauf sie sich den Namen als Erinnerung aufgeschrieben hat. Da steht er tatsächlich, in leserlicher Handschrift D-R-E-C-K. Zuerst ist er etwas traurig, hat er sich diese Platte doch schon so lange gewünscht, dann aber muss er lachen. Leise, dann lauter; die Arme ist ganz verwirrt, hat sie sich doch so viel Mühe gegeben eine gute Alternative zu finden und jetzt lacht er sie aus.

«Was lachst du, Enkel? Tut mir wirklich leid, aber ich hab' dir 'ne andere mitgebracht. Sonst kann ich dir auch einfach das Geld geben.»

Valentin nimmt sie in den Arm und sagt: «Nein, das meine ich gar nicht, aber der Künstler heisst *Drake*, D-R-A-K-E, nicht *Dreck*. Wer würde sich auch so nennen.» «Was?», empört glotzt sie ihn an, «du hast aber gesagt *Dreck*.» Valentin wischt sich eine Träne weg: «Ja, aber das ist englisch.» Sie entgegnet, dass er doch wisse, dass sie kein Englisch kann.

«Bei euch Jungen weiss man nie, auf welche Namen ihr kommt. Aber pack die Platte doch nun mal aus!»

Valentin nimmt sie vom Tisch und reisst das Papier weg. Tatsächlich, kein Drake, doch diesen Namen hat er noch nie gehört - Glen Miller?

«Wer ist denn das?», jetzt glotzt er. «Ach, mein Lieber, da haben wir etwas nachzuholen. Der hat vielleicht auch so einen komischen Namen, aber ich sage dir, wie bin ich dazu früher abgegangen.»

So ging sie zum Plattenspieler rüber, legte sie auf und reichte Valentin die Hand.

Cohen Herzig, 4aLIM

Anerkennung

Eine Wasserleitung ist undicht, bemerkt er. Gelbliche Flecken haben sich an den sowieso schon schmutzig weissen Wänden gebildet. Es kümmert ihn aber nicht weiter, da es niemand ausser ihm je sieht. Besuch ist schon lange keiner mehr gekommen.

Heute ist einer dieser Tage, an denen ihm das Schreiben leichtfällt. Liegt es am Wetter, oder hat er eine Vorahnung, dass ein Traum von ihm in Erfüllung gehen wird?

Schon drei Seiten hat er in der letzten halben Stunde vollgeschrieben. Wie von selbst fliegt der alte Kugelschreiber über das Papier, und eine vor langer Zeit angefangene Arbeit scheint zum Ende zu kommen. Doch auch im Wohnzimmer über dem alten Schreibtisch sind die Leitungen undicht. Ein grosser Tropfen löst sich vom klapprigen Zinnrohr und landet am Satzende, das er gerade niederschreibt. Verzweifelt schaut er dem letzten Wort zu, wie es zu einem unkenntlichen Fleck zerrinnt. Sein so plötzlicher Gedankenstrom versiegt so schnell, wie er gekommen ist, und für mehrere Minuten sitzt er da und versucht sich daran zu erinnern, was die Tintenpfütze für ein Wort war.

«Wütend» ist das falsche Wort, um zu beschreiben, wie er sich jetzt fühlt. «Müde» trifft es besser. Er ist müde vom erfolglosen Schreiben, vom ewigen Warten auf den ersehnten Geistesblitz und müde, weil ihn seine Lebenskraft langsam verlässt.

Enttäuscht steht er vom Holzstuhl auf, streckt sich und klappt sein verfleddertes Notizbuch zu. Um auf andere Gedanken zu kommen, geht er auf die Veranda und schaut in den Himmel, der ihn normalerweise beruhigt, wo sich jetzt aber die Wolken immer weiter zusammenziehen und drohend auf ihn herabschauen.

Die Luft riecht schon leicht nach Petrichor und bereitet ihn auf den anstehenden Regen vor. Wind kommt auf und lässt die geöffneten Fenster im Haus gequält quietschen und gegen die Rahmen schlagen. Nieselregen hat eingesetzt. Der Wind treibt Böen auf ihn zu, und die kleinen Regentropfen werden zu Kübelladungen, die ihm auf den Kopf und die Schultern prasseln.

Trotzdem bleibt er an der gleichen Stelle stehen und schaut ruhig dem tobenden Himmel zu, während ihn der Platzregen durchnässt. Das lichte Haar klebt ihm an der Stirn, und seine Brille ist so beschlagen, dass er kaum etwas sieht, als es plötzlich an der Tür klingelt.

Wie erstarrt bleibt er auf der Veranda stehen. Es klingelt erneut, diesmal energischer. Unglaube schlägt in ekstatische Freude um, und er löst seine Sandalen von den klebrigen Dielen und springt in Richtung Tür. Seine Melancholie ist wie weggewischt. Neugierig reisst er die Tür auf und schaut erwartungsvoll auf den unangekündigten Besucher.

Es ist ein Postbote in einem knallgelben Regenmantel, der ihm mürrisch einen braunen Briefumschlag entgegenstreckt. "Nehmen Sie schon, Mann!", sagt er und wedelt ungeduldig mit dem Briefumschlag vor seiner Nase. Stumm nimmt der alte Mann den Brief entgegen und schaut erstaunt auf den zerknitterten Umschlag in seiner Hand. Der Postbote stapft in den Regen davon und murmelt etwas von undankbaren Greisen und noch undankbarerem Wetter.

Der Greis steht immer noch im Türrahmen und bestaunt den Schatz in seinen Händen. Was drinsteckt, ist ihm mittlerweile sogar egal, denn er hat etwas anderes auf der groben Verpackung gefunden. Stolz trägt er den in Mitleidenschaft gezogenen Umschlag in die Küche und durchwühlt die Schubladen, bis er findet, wonach er gesucht hat: einen Magneten, um den Brief an den Kühlschrank zu heften.

Obwohl noch ein Dokument im Umschlag sein muss, ist er dünn genug, damit der alte Mann ihn ungeöffnet an die Kühlschranktür heften kann. Darum hängt jetzt das wohl bedeutendste Objekt in diesem kaputten Haus am Kühlschrank, gehalten von einem billigen Mallorca-Magneten. Auf dem zerknitterten Umschlag stehen vier gekritzelte Wörter:

Für Herrn Dr. Eck.

Nils Brunkhorst